

Einleitung

Sexuelles Erleben und Verhalten sind heute in den meisten Curricula an Fachhochschulen, Universitäten und auch in psychotherapeutischen oder beratungsorientierten Ausbildungen am Aus- und Weiterbildungsmarkt immer noch so gut wie kein Thema. Ein wahlloser Griff ins Regal der psychotherapeutischen Standardwerke zeigt, dass etwa in einem ganz aktuellen Lehrbuch »Analytische orientierte Psychotherapie in der Praxis« (Hohage 2011) der Begriff Sexualität im Register gerade ein einziges Mal (S. 73) vertreten ist. In älteren Lehrbüchern ist oft nicht anders, hier fehlt dieser Begriff meist überhaupt gänzlich.¹ Haben also seelisch leidende Menschen keine Sexualität und keine sexuellen Probleme?

Brumlik (2012) machte kürzlich darauf aufmerksam, dass sich selbst in herausragenden internationalen Handbüchern zur Entwicklungspsychologie »Sexualität« als eigenes Kapitel nicht findet; höchstens zum Thema »Geschlecht« gibt es hier und da Einträge, die sich aber meist auf »Sex differences« beziehen (Brumlik 2012, S. 13 f.). Das 2008 erschienene, beinahe klassisch zu nennende »Handbuch Sozialisationsforschung« (Hurrelmann et al. 2008) kennt zwar ein Kapitel »Sozialisation und Geschlecht«, in dem es aber – wie so oft – lediglich um »Gender« im Sinne des sozialen Geschlechts geht, während »Sex« im Sinne von Sexualität kein Thema ist. Eine Erhebung an allen österreichischen Universitäten im Wintersemester 2010/11 liefert ähnliche Hinweise: lediglich in einigen wenigen Lehrveranstaltungen im Umfang von nur 18 Semesterwochenstunden (das sind bundesweit insgesamt neun Lehrveranstaltungen an sechs Universitäten oder recht bescheidene eineinhalb Lehrveranstaltungen pro Universität per anno!) spielte Sexualität – und dies wiederum im weitesten Sinne – irgendwie eine Rolle: auch hier sind »genderbezogene« und kulturwissenschaftliche Lehrveranstaltungen schon mit eingerechnet, wie etwa »Kulturpsychologie des Körpers: Schönheit und Sexualität« an der Uni Wien oder »Wort-Bild-Geschlecht: Eros und Gefühl – erotische Phantasien und emotionale Befindlichkeiten in (Film)Bildern und Texten« (vgl. Aigner 2010). Bedenkt man nun, dass an diesen Universitäten der wissenschaftliche Nachwuchs im Bereich von Medizin, Psychologie, Pädagogik und der angrenzende Sozialwissenschaften ausgebildet wird, dann wird schnell klar, dass diese 9 (= neun!) Lehrveranstaltungen in keiner Weise in der Lage sind, diese Menschen der Bedeutung des Gegenstands entsprechend auszubilden beziehungsweise das enor-

1 Bezeichnender Weise findet sich – gemäß dem Negativdiskurs, der die öffentlichen und Fachdebatten über Sexualität seit langer Zeit dominiert – eher der Begriff des sexuellen Missbrauchs, so auch hier; ihm sind immerhin die Seiten 63 sowie 134 bis 136 gewidmet (vgl. Hohage 2011).

me Defizit an sexualitätsbezogener Lehre und Forschung in den Human- und Sozialwissenschaften auch nur annähernd zu lindern.

Diese schier unglaubliche *Ausblendung des Themas Sexualität aus den Human- und Sozialwissenschaften* macht seit einiger Zeit auch von der »Paradedisziplin«, die sich von Anfang an mit Sexualität befasst und sich damit nicht gerade beliebter gemacht hat, nicht Halt: vor der Psychoanalyse. Auch hier ist die Beschäftigung mit Sexualität und ihren verschiedensten Lebens- und Konfliktäußerungen nicht mehr so selbstverständlich², wie manche meinen. Paul Parin hatte schon vor gut 25 Jahren die »Verflüchtigung des Sexuellen« in der Psychoanalyse beklagt. Er führte dies u. a. auf die verstärkte Konzentration auf frühe, narzisstische Störungen im Gefolge des Aufkommens der Selbstpsychologie und des Niedergangs der psychoanalytischen Trieb- und Konflikttheorie zurück (Parin, 1986, S. 81).

Im Rahmen der von Heinz Kohuts (1979) aus der Psychoanalyse heraus entwickelten *Selbstpsychologie*, aber auch im Rahmen der psychoanalytischen *Objektbeziehungstheorien* spielt die Sexualität in ihrer triebhaften Verursachung längst nicht mehr die Rolle, die ihr die Psychoanalyse einst zugedacht hatte. Erst in jüngster Zeit hat auch der renommierte *Bindungsforscher* Peter Fonagy (2012), Inhaber des Freud Memorial Chair an der Universität London, auf »einen sichtbaren Rückgang des psychoanalytischen Interesses an der Psychosexualität« hingewiesen (Fonagy 2012, S. 469) und das sogar anhand einer Begriffsstudie in psychoanalytischen Arbeiten nachgewiesen: dort kämen immer weniger Begriffe vor, die sich direkt auf Sexualität beziehen (473 f.). Betrachtet man es historisch kritisch, sind aber auch innerhalb der klassischen Psychoanalyse, als diese sich noch mehr auf die Bedeutung der Sexualität konzentrierte, diejenigen, die verstärkt sexualwissenschaftlich tätig waren, eigentlich immer eher Ausnahmen und sogar Außenseiter geblieben oder aus Gründen politischer Akzeptanzängste von führenden Vertretern an den Rand gedrängt worden. Am besten ist dies bei Wilhelm Reich dokumentiert (vgl. Fallend u. Nitzschke 1997), weniger aufgearbeitet ist diese Ausgrenzung noch bei Otto Gross³ (vgl. Hurwitz 1979), von dem heute bezeichnender und doch sonderbarer Weise kaum mehr jemand etwas weiß.

2 Eigentlich hafete ja seit jeher der Vorwurf des »Pansexualismus« auf Freuds Psychoanalyse. Dieser besagt, dass sie alles und jedes von »der Sexualität« herleiten wolle. Freilich ging dieser Vorwurf immer schon an dem breiten, umfassenden Sexualitätsbegriff der Psychoanalyse vorbei und meinte eigentlich, sie wolle alles von der Genitalität, also von einem kulturell verengten Sexualitätsbegriff, ableiten

3 Otto Gross (1877–1920) war der Sohn des berühmten österreichischen Juristen Prof. Hans Gross und wuchs in Graz auf, wo sein Vater an der Universität wirkte. Dort wurde er auch 1899 zum Dr. med. promoviert. Wegen seiner späteren Drogenabhängigkeit ließ er sich 1902 in der Psychiatrischen Klinik Burghölzli in Zürich (unter Eugen Bleuler) internieren und lernte dort Carl Gustav Jung und über ihn schließlich auch Sigmund Freud kennen. Gross hatte intensive Kontakte zur Münchner Bohème. Dies und andere gesellschafts-politische Aktivitäten, denen der junge Mediziner nachging, waren es wohl auch, was Freud – der Gross einst als seinen vielleicht begabtesten Schüler bezeichnet hatte – von diesem Abstand nehmen ließ. Nach mehreren wirren Beziehungen zu verschiedenen Frauen und Selbstmorden seiner Geliebten, bei denen Gross geholfen haben soll, wurde er schließlich des Mordes und der Beihilfe zum Selbstmord beschuldigt, was zusätzlich zu den gegen ihn nagestrengten Prozessen wegen Anarchismus 1913 zur gerichtlichen Verurteilung und zur Einweisung in die Privat-Irrenanstalt Tulln bei Wien führte, wo er auf Betreiben seines

Schließlich, aber nicht zuletzt, macht jenen, die sich nachhaltig mit der Rolle der Sexualität beschäftigen, vielleicht immer noch die Außenseiterposition, die sie wie einst Freud treffen könnte, zu schaffen: so droht erfahrungsgemäß bis heute herauf jedem, der sich fachlich mit Sexualität beschäftigt, leicht einmal die verdächtigende und gleichermaßen schlüpfrige Frage, warum man das täte: »Haben Sie etwa selbst Probleme?« – »Ja«, könnte man antworten, »Sie denn nicht?« Womit auch schon gesagt wäre, dass es so etwas wie eine »problemlose« Sexualität nicht gibt, nicht beim Durchschnittsbürger und auch nicht beim Experten, und schon gar nicht, wenn wir uns mit Menschen befassen, die aus irgendeinem Grund in schwierige Lebens- oder Entwicklungspositionen geraten sind. Jedenfalls scheint es auch im akademischen Bereich, in dem es – wie im diesbezüglich rückständigen Österreich – keinerlei universitäre Position dazu gibt oder wo die wenigen, die existierten, abgeschafft oder ausgehungert werden⁴, wirkt es anscheinend wenig karrierefördernd, wenn man sich mit Sexualität beschäftigt.

So weit nur ein paar grundsätzliche Reflexionen, warum ein Gutteil der Psychotherapeuten und auch der Psychoanalytiker sich mit Fragen der Sexualität lieber nicht oder nur recht zögerlich befassen könnte. Schnell werden dann im Bedarfsfall Klientinnen und Patienten mit dem Anschein einer sexuellen Pathologie oder Auffälligkeit zu einem vermeintlichen Spezialisten weitervermittelt (also eigentlich abgeschoben), obwohl man doch meinen könnte, dass alle psychotherapeutischen Experten – und erst recht jene aus der Psychoanalyse – mit »Perversen«, Lustlosen oder Menschen mit sexuellen Funktionsstörungen ebenso zurechtkommen müssten, wie sie mit anderen seelischen Störungen oder mit Neurotikern tun.

Wie eine kürzlich eine Diplomarbeit (Grimm u. Ortner 2012) zur Frage der Qualitätsstandards und der Ausbildung von Sexualpädagogen und Sexualberatern in Österreich kürzlich ergab, schätzen die in diesem Berufsfeld Tätigen – die zumeist übrigens nicht unmittelbar »hauptberufliche« Sexualitäts-Experten sind – zwar Hilfestellungen zur Umsetzung praktischer Kompetenzen in Fortbildungen als sehr wichtig ein. Noch mehr aber und zuvorderst schätzen sie *solide theoretische Grundlagen und Reflexionen zu Fragen der Sexualität* als wichtig ein – quasi als Ermutigung, sich auch in diesem schwierigen Themenfeld gut zurechtzufinden und nicht davor zu kneifen. Genau diesem Zweck ist, neben den praxisorientierten Kapiteln am Ende, dieses Buch, wie ich es zu schreiben gedachte, dienen und diesen Bedürfnissen entgegenkommen: das heißt dann, dass es keine detaillierten Erläu-

Vaters auch entmündigt wurde, was erst nach langen Kämpfen wieder aufgehoben werden konnte. Im Februar 1920 fand man den unter Entzugssymptomen leidenden Otto Gross völlig verwahrlost und halb erfroren in Berlin auf, wo er kurz darauf in einer Klinik in Pankow starb. Sein Werk, das inmitten vieler psychoanalytischer, sexualwissenschaftlicher und gesellschaftspolitischer Visionen auch eine interessante Matriarchatstheorie enthält, gilt heute als fast völlig vergessen (vgl. Hurwitz 1979).

⁴ So war etwa die Schließung des Instituts für Sexualwissenschaft im Klinikum der Universität Frankfurt am Main im Jahr 2006 – und dies trotz wirklich historischer Verdienste in Lehre und Forschung – ein wissenschaftlicher Skandal mit großem internationalen Echo, das allerdings ungehört blieb (vgl. Sigusch 2007).

terung eines bestimmten »Handwerkszeugs«, keine systematische Lehrbuchattitüde gibt, sondern die Anregung zu einem reflexiven Umgang mit dem breiten Feld der Fragen zur menschlichen Sexualität.

I Grundlagen und Konzepte